

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 299.

Montag, 31. Oktober

1932.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELETTITZ

26. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Wissen Sie, gnädige Frau“, fuhr der Hamburger Großkaufmann fort, „ich denke mir, daß der Niedergang der alten großen Handelshäuser doch auch mit den Fortschritten zusammenhängt. Das klingt paradox, aber es ist so: die ungeheure Eigenkraft dieser Menschen begann zu erlahmen in dem Augenblick, da ihnen von allen Seiten Dampf und Elektrizität und die andern modernen Hilfsmittel entgegenkamen. Man entriß ihnen sozusagen die Arbeit, sie verloren in der neuen Zeit den Boden unter den Füßen, sie waren keine Selbstkünstler mehr, sondern bloß noch Nutznießer der Kultur. Ich habe manchmal ein ähnliches Gefühl, so etwa, als käme ich nur aus zweiter Hand — ich habe ein großes Im- und Exportgeschäft in Hamburg, aber da bin ich lediglich auf Organisation und Disposition angewiesen — alles andere besorgen meine Reeder und meine Agenten. Ich sitze im Bureau und warte die Erfolge ab, ich bin Hirn und Seele einer Maschine, die für mich losrasselt. Ja, das war früher doch lauter, anregender — da begleiteten die Handelsherren persönlich ihre Expeditionen und ritten mit den Karawanen und hatten ihren Schwarm Bewaffneter bei sich — es war wenigstens noch ein Leben voll Dürst und Abenteuer.“ Er lachte. „Komisch, nicht wahr, daß ein ehrlicher Kaufmann aus Hamburg Sehnsucht nach Abenteuern empfindet? Aber viele meiner Unternehmungen sind auch ein Abenteuer, von dem ich nicht weiß, wie es ausgehen wird — und da bedauere ich denn, daß ich nicht selbst dabei sein kann.“

„Was hindert Sie daran?“ fragte Grütze.

„Mein Kontorjenseel, gnädige Frau. Das Hirn muß zu Hause bleiben. Aber ich gestehe, daß ich schon an Erlass gedacht habe. Es lüftet mich, Abyssinien und Südwestarabien und die kleinen Fürstentümer am Persischen Meer zu besuchen, mit denen ich Pachtverträge über die Personifizierung geschlossen habe — ich muß mich da mal persönlich zeigen und den verschiedenen Scheichs und Sultans die Hände drücken.“

„Rechnen Sie mich mit“, sagte Grütze lachend. „Ich war mein Lebtag viel unterwegs, aber doch immer im Bannkreis der Zivilisation, und denke mir, daß es aufschreckend sein muß, einmal das letzte Kulturzipselchen hinter sich zu lassen und ohne Salon und Badezimmer und einen Lunch von fünf Gängen auszukommen.“

„Ja, gnädige Frau, das ist rasch gesagt, aber für eine Dame von Welt.“

Und Grütze fiel ein: „Herr Ewerle, den Begriff Dame abzustreifen, halte ich nicht für so schwer. Er fällt von selbst, sobald der Komfort aufhört. Und kann das nicht auch ein Aufatmen sein?“

„Es kommt darauf an“, erwiderte Ewerle diplomatisch und wandte sich an Jutta: „Wie denken Sie darüber, gnädiges Fräulein?“

„Gar nicht“, sagte Jutta, „das überlasse ich der Mama. Sie hat immer die weiblichen Forderungen reisenden beneidet, aber ich selbst verzichte gern auf unbetretene Wege. Ich bin bequemer veranlagt.“

Man hatte jetzt die Stadt hinter sich und die Rheinhänge überschritten und sah nun auf der Höhe am rechten Ufer das Flugzeug liegen, einen strahlenden Riesenvogel, dem die Schwingen gebunden waren. Ein paar Arbeiter waren noch mit geringfügigen Ausbesserungen beschäftigt, und zwischen ihnen stand der Pilot, die Federlatte und eine Anzahl Papiere in der Hand, und verhandelte mit einem uniformierten Mann, einem Gendarm.

„Stimmt irgend etwas nicht?“ fragte Ewerle.

„Alles in Ordnung, Herr Senator“, antwortete der Führer. „Wir haben der Ortsgemeinde nur einen kleinen Beitrag für das niedergelassene Wiesland zu entrichten. Nach unserem Belieben, es sind freundliche Leute — aber natürlich neugierig.“

Der Gendarm hatte den Landeplatz räumen lassen, am Flughafen wimmelte es indes von Menschen, dahinter stiegen die Berge an, überragt von der Pyramide des Bortelhorns.

Ewerle zeigte den Damen das Flugzeug, vom vollkommensten Junkerstop, bei bescheidenen Abmessungen elegant gebaut, mit einem Motor von Siemens-Schuckert.

„Sie sehen, Mesdames“, sagte der Hamburger, „es ist noch ein Platz frei — wollen Sie mich bis Thun begleiten, gnädiges Fräulein?“

„Es könnte mich reizen“, entgegnete Jutta.

„Nicht auch“, sagte Grütze hinzu.

Ewerle sprach noch einige Worte mit seinem Führer; er sollte nachts über für eine sichere Bewachung sorgen und sich morgen früh um acht Uhr zum Aufstieg bereithalten. Dann traten die Drei den Rückweg an.

Im Abend speisten die Damen gemächlich mit Ewerle. Grütze hatte sich inzwischen auf dem Bahnhof erkundigen lassen und erfahren, daß die Sturzbahn bereits wieder frei war. Man verzichtete daher auf die Bergfahrt und wollte den nächsten Vormittagszug benutzen.

Herr Ewerle zeigte sich auch in den Abendstunden als ein vornehmer Mann und guter Unterhalter. Er war ein gewandter Bänderer, erzählte nebenbei mancherlei von der Ausdehnung seines Geschäftes, ohne Prohibitik, aber doch so, daß man den Großhandel und seine klingenden Ergebnisse durchfühlen konnte. Er sprach davon, wie von etwas ganz Natürlichem, immer mit leichtem, gleichgültigem, bescheidenem Lächeln, als verstehe sich das alles von selbst, und fügte hinzu:

„Ich sagte vorhin schon, gnädige Frau, daß man unsere großen kaufmännischen Unternehmungen oft als

eine Art Abenteuer betrachten kann. Wahrhaftig, man stürzt sich mit einer gewissen Lust am Abenteuer in so ein waghalliges Geschäft, man setzt sich dem Glück und dem Zufall aus, denn nicht immer stimmen die Voraussetzungen und Berechnungen, zumal im Verkehr mit überseeischen Ländern, in denen die Gesetze von Treu und Glauben mehr in der Luft hängen, als auf dem Papier stehen — und selbst das genügt nicht immer. Ich war als junger Mensch einmal in Maskat, da hatte ich mit einem braunhäutigen Minister zu verhandeln, der gab mir überhaupt nichts schwarz auf weiß, ich mußte mich mit einem Handschlag begnügen. Und der war ganz ehrlich gemeint, doch da kamen mir englische Agenten in die Quere, mit denen ich mich herumbalgen mußte, sie wollten mich übers Ohr hauen, aber ich war doch noch gewichtiger als sie und steckte mich hinter einen Gegensulten, der damals gerade aufgetaucht war und die gesamten Segelstischer als Anhang hatte. Da kriegte die Konkurrenz es mit der Angst zu tun und gab klein bei. Das sind kaufmännische Kämpfe, die eines psychologischen Reizes nicht entbehren, sie erfordern Scharfsinn und alle Visten des Merkur, es steht oft Großes auf dem Spiel, und eine gewonnene Schlacht kann auch ein Triumph kluger Verklugung sein. Natürlich, man freut sich über die Siegesbeute, das ist menschlich, aber sie wäre ja nicht zu erzielen ohne Lenkkrast, ohne die Feldherrnkunst des Ungarnens, der ganzen Strategie geschickter Schachzüge, die den Erfolg vorbereiten helfen. Gewiß hat es mir an Erfolgen nicht gefehlt, ich hatte auch Glück im Leben — aber dann kommt einmal so ein dunkler Augenblick, in dem man sich fragt: Wozu das alles?"

Das klang so ernst von nur noch müde lächelnden Lippen, daß Grittie überrascht aufschaute und unüberlegt fragte: „Sie sind Witwer, Herr Ewerle?"

Er schüttelte den Kopf. „Auch das nicht, gnädige Frau. Junggeselle — ich fand keine Zeit, zu heiraten.“ Er zog wie entschuldigend die Schultern hoch.

Das erheiterte sie wieder. „Ich habe wohl einmal gehört“, sagte sie, „daß ein berühmter Gelehrter im Forschungseifer zwei Tage lang das Essen vergessen konnte, ich kannte auch einen Bankier, dessen Kopf dermaßen mit Zahlen angefüllt war, daß er beständig die Namen seiner vier Töchter verwechselte — aber ich kann mir nicht denken, daß ein selbst auf Arbeit verlassener, von ihr geknechteter Mann niemals die innere Stimme vernimmt, die zu seinem Herzen spricht.“

„Oh, das ist etwas anderes“, rief Ewerle, „wer seine Zeit verkauft, verkauft doch nicht zugleich auch sein Herz. Aber, teure Gnädige, es ist das eine Sache mit dem Herzen. Es gibt Männer, die viel Sorgfalt darauf verwenden, es vor Erhitzungen zu schützen und in ihrem vorsichtigen Eifer so weit gehen, daß es zu einem Einklang von Gefühl und Bedürfnis überhaupt nicht mehr kommt. Und wieder andere, die wohl die innere Stimme hören, sich aber zu spät darüber klar werden, daß sie zu ihnen nicht im Namen des Gesetzes spricht, das allein für die Jugend Bindung und Geltung hat. Ja, du lieber Gott, wie war es denn bei mir? In meiner Jugend hatte ich mehr zu tun, als die Stimme des Herzens gründlich zu prüfen, und als es zu spät geworden war, konnte ich auch die ehrlichste Nachprüfung endgültig nur als eine Torheit empfinden. Und setzte sie tapfer auf die Verlustseite im Kontobuch meines Lebens. Doch ich fühle, wir sind ernster geworden, als nötig ist — trinken Sie bitte ein Glas Sekt mit mir, damit wir wieder in eine angemessenere Stimmung kommen.“

Jutta hätte gern noch einiges mehr von diesen seltsam effektischen Bekenntnissen gehört, die sie zu verstehen meinte — jedenfalls machte der große Mann Eindruck auf sie, seine Art gefiel ihr, die Unbefangenheit, mit der er sich bei diesem ersten Bekanntwerden gab, und die ehrliche Selbstkritik an den schwankenden Mäßen seines nuhlosen Lebens. Ewerle hatte inzwischen die Heidsieck bestellt, Grittie winkte ihm freund-

lich mit ihrem Glase zu und sagte: „Auf glückliche Höhenfahrt und Heimkunft.“

„Danke ergebenst“, erwiderte er. „Also wen darf ich mitnehmen? Gnädiges Fräulein, soll der Platz neben mir leer bleiben?“

„Mama mag entscheiden“, sagte Jutta.

„Nein, Kind“, warf Grittie lebhaft ein, „es würde mir ja auch Spaß machen, einmal wieder durch die Luft zu segeln, aber du bist noch nie gestiegen — nimm nur das liebenswürdige Anerbieten an und komme mir mit dem nächsten Zuge nach.“

Gefühlsmäßig empfand Jutta sofort das Verlangen ihrer Mutter, an der Fahrt teilzunehmen. Es konnte eine ihrer raschen Launen sein, ein gleichgültiger Grund, vielleicht auch ein augenblickliches unsinnliches Interesse an dem Mann.

„Umgekehrt, Mama“, sagte sie, „ich möchte vorschlagen, daß ich in Ballanza Quartier mache und da auf dich warte. Ich verzichte um so lieber, als ich eine kleine Erkältung spüre, ein Überbleibsel der Regentage.“

Das entschied. Grittie hatte noch einige Einwände, aber sie warf sie leicht hin und erklärte dann: „Also meinetwegen — dann bin ich übermorgen in Ballanza, nimm ein paar Sonnenzimmer, Jutta, und schreibe eine Grußkarte an den Großvater. Fahren Sie von Thun aus gleich weiter, Herr Ewerle?“

„Nein, ich habe da noch geschäftlich zu tun, weiß nicht, wie lange es dauert, und wollte dann auf einen Sprung nach Bern. Wie ich schon sagte, zum Besuch einer kleinen Nichte, die da in einem Mädcheninstitut mit allem Komfort der Neuzeit erzogen wird.“

Jetzt konnte Jutta eingreifen — vorsichtig warnend, wie sie sich vorgenommen hatte. „Im Pensionat der Madame Lorain?“ fragte sie. „Da war ich auch — ist etwa Heide Stetten Ihre Nichte, Herr Ewerle?“

„Deine Freundin?“ fügte Grittie hinzu. „Die kenne ich gleichfalls — ein liebes, reizendes Kind!“

„Ja, die ist es“, bestätigte Ewerle, „die Welt ist so winzig klein, daß man immer wieder Beziehungen findet. Heide hat mir ihre Verlobung angezeigt, und da wollte ich ihr meine Glückwünsche aussprechen. Hoffentlich wird es eine Ehe nach ihrem Wunsch.“

Er sagte das ohne Wärme, in ruhigem Tone, und Jutta fuhr hastig fort: „Davon bin ich überzeugt — es ist eine große Liebe — leider liegen die materiellen Verhältnisse nicht sonderlich günstig, sie werden wohl noch einige Zeit mit der Hochzeit warten müssen.“

Ewerle wurde aufmerksam. „Oh“, sagte er bedauernd, „das wäre übel. Heide ist ja noch jung, steht sogar noch in der Pension, was ich für überflüssig halte; aber meinetwegen, ihr Vater stellt sich auf den Standpunkt, daß die Pension einmal bezahlt ist und nun auch abgeessen werden muß. Es gibt Menschen, die aus Unnötigem eine unbedingte Notwendigkeit machen und sich lieber den Magen verderben, um ein zu groß geratenes Rotelett nicht stehenzulassen, weil es mit auf die Rechnung kommt. Gnädiges Fräulein, der Regierungsrat Rimnich hat kein Vermögen, nicht wahr?“

„Nur sein Gehalt meines Wissens.“

„Und sie auch nicht viel mehr als ihr bißchen Ausstattung. Wie lange soll sie denn noch warten? Ich weiß es nicht, denn meine Erfahrung in derlei Dingen ist mangelhaft, aber ich denke mir, daß eine so endlose Verlobung ein Vorgang der Abnutzung ist, ein Verbrauch an Liebe. Das geht nicht. Heide wird zu Ostern entlassen, und acht Tage später kann sie hochzeiten. Dafür werde ich sorgen. Wofür gibt es denn Onkels in der Welt!“

Auf diese guten Worte hin wäre Jutta Herrn Ewerle am liebsten um den Hals gefallen. Er gewann immer mehr bei ihr. Nur ein vornehmer Mensch konnte so handeln wie er. Ein anderer hätte sich verärgert zurückgezogen oder sich hinter bitterem Spott versteckt — er setzte noch eine Belohnung auf den Rest seiner Ausichtslosigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Sein Rekord.

Von Hugo von Adler.

Schon im Mitte August wurden die Jäger in Konstantinopel und Umgebung unruhig, sie gingen und fuhren hinaus auf die Felder und suchten nach etwas Schießbarem. Der durch den russisch-türkischen Friedensschluß im März 1878 historisch bekannt gewordene Ort St. Stefano am Marmara-Meer, auf Kilometer 19 von Stambul an der orientalischen Bahn gelegen, bildete das Jagdzentrum, wo sich alle jagdblüthigen Konstantinopoler sammelten, wenn die ersten, vom Norden kommenden Wachteln sich auf ihrer Reise nach dem fernen Süden bei Stefano niederließen, um etwa 24 Stunden auszuruhen.

Festige, mit Regengüssen verbundene Nordwinde brachten regelmäßig große Scharen ziehender Wachteln, die nachts an den Küsten der orientalischen Meere, besonders längs des Schwarzen und des Marmara-Meeres einfielen. Nach solch einer Nacht brach dann ein großer Jagdtag an. Schon vor Morgengrauen zogen die Jäger und solche, die sich einbildeten es zu sein, hinaus mit allen Arten von Hunden, oder nur mit langen Ruten, mit denen sie das Gras peitschten, um die Wachteln aufzukübeln. Ohne Büchsenlicht zu haben, schossen sie, wenn sie das Aufstehen einer Wachtel hörten, in die Richtung hinterher und versuchten, das Wild zu treffen und evtl. auch zu finden. Die besseren Herren und wirtlichen Jäger kamen dann etwas später, allerdings auch noch recht früh, gegen 4 Uhr, aber doch schon bei einigermaßen Tageslicht. Die meisten fuhren in ihren Wagen, und hatten gutbedrieffte Vorstehhunde und einen „Tchantabtschi“ (ein Mann, der die Fische mit Patronen und später die erlegten Wachteln zu tragen hatte) bei sich. Sie fuhren weiter hinaus, um nicht in das wüste, geradezu lebensgefährliche Gedränge der wilden Jäger hineingegeraten.

Ich hatte einen guten Jagdfreund und Kameraden gefunden in einem lebenswichtigen italienischen Rechtsanwalt, der, wie ich selbst, in Stefano und zwar in meiner unmittelbaren Nähe wohnte. Sobald die Jagd offen war, fuhren wir jeden Morgen früh zusammen hinaus, jagten bis etwa 6 oder 7 Uhr und kehrten dann heim, weil im August und September die Sonne dann bereits derart brannte, daß es auf den baumlosen kahlen Feldern unerträglich wurde. Mein Freund war gesundheitlich nicht ganz auf der Höhe mit seinem Herzen, und ich hatte schon wiederholt Gelegenheit genommen, ihn vor Überanstrengung zu warnen. Er beachtete dies aber nicht und traute sich oft mehr zu, als er tragen konnte. Am schlimmsten war für ihn die Zeit der Wachteljagd, weil diese uns oft noch sehr starker Sonnenglut aussetzte und durch weites Laufen ermüdete.

Im November fuhren wir dann zusammen oft nach dem, durch den Überfall des Räuberhauptmanns Athanas auf den Orient-Express bekannt gewordenen Dorf Tcherkeskien auf Waldschneepfennjagd, die hier sehr lohnend war. Und im Winter jagten wir auch manchmal in den Wäldungen drüben in Kleinasien auf Schwarz- und Hochwild.

Zwei Tage und Nächte hatte es von Norden her furchtbar gestürmt und geregnet. Heute nacht wurde der Himmel wieder klar, und es war mit Bestimmtheit auf einen großartigen Wachteltag zu rechnen. Um 3 Uhr früh holte ich meinen italienischen Jagdfreund mit dem Wagen ab. Er freute sich wie ein Kind auf die heutige Jagd. Und es wurde in der Tat ein Jagdtag, wie wir beide ihn bisher in den langen Jahren kaum je erlebt hatten. Die Wachteln saßen so dicht in dem Gase der Steppen, daß man manch eine auslösen mußte, weil man nicht schnell genug wieder laden konnte. Wildhändler in Konstantinopel erzählten mir später, daß nach der Menge, die auf den Markt gekommen sei, die Zahl der an diesem Tage in der Umgebung von Konstantinopel erlegten Wachteln anderthalb Millionen überschritten haben dürfte.

Es war äußerst anständig, nur wurde es leider schon sehr früh furchtbar heiß. Ich hatte hundert Patronen mitgenommen, diese bereits innerhalb von drei Stunden verschossen und einige 90 Wachteln damit zur Strecke gebracht. Mein Freund, der bereits über hundert geschossen hatte, lehnte meine Aufforderung, mit mir nach Hause zu fahren, ab. Er wollte noch weiter jagen und erklärte, so ein Jagdtag läme nicht wieder, er würde heute seinen in etwa 15 Jahren erzielten Rekord von etwa 100 Wachteln pro Tag, um vieles verbessern. Dies sollte der denkwürdigste Tag in seinem Jägerleben werden. Ich sah ihm an, daß er sich schon überanstrengt hatte, und da ich wußte, daß er herzkrank war, bat ich ihn wiederholt, mit mir nach Hause zu fahren, er wollte nicht und sagte lächelnd: „Sie wollen mich ja nur mitnehmen, damit ich nicht so viele Wachteln mehr schieße, als Sie geschossen haben.“ All mein Zureden blieb umsonst, ebenso meine Warnungen vor der schnell und stark zunehmenden Hitze. Er ging weiter und hatte wohl noch einigen Erfolg.

Eine Stunde später kam er zurück. Als er bei meinem Hause vorüberging, rief er mir zu: „Hundertfünfunddreißig! Das ist mein Rekord! Heute war der schönste Jagdtag meines Lebens!“ „Bravo“, erwiderte ich, ersah aber über sein Aussehen. „Run-

nken Sie sich vor allem erst mal obenach aus.“ Ich sah, daß er nur mit Mühe sein Haus noch erreichte.

Eine Viertel Stunde später ließ es mir keine Ruhe mehr, ich mußte mich mal nach ihm umsehen. In der Diele seines Hauses fand ich seinen alten, treuen, aber furchtbar dünnen Diener, der wie geistesabwesend da stand. Dieser Mann war seit Jahren der einzige Mensch, mit dem mein Freund zusammen lebte. „Kann ich den Herrn Rechtsanwalt sprechen?“ rief ich ihn an. „Nein“, lautete die Antwort. „Warum nicht?“ — „Weil er tot ist.“ — „Du bist ja verrückt“, rief ich außer mir, stieß die Tür zum Wohnzimmer auf, blieb aber erschrocken auf der Schwelle stehen. Auf der Ottomane lag, noch in vollem Jagdbrock, mein Freund, die linke Hand auf das nicht mehr schlagende Herz gelehrt. Die gebrochenen Augen waren halb geschlossen. Ich drückte sie ihm zu.

Es war der schönste Jagdtag seines Lebens gewesen, aber auch — der letzte!

Ein Henkel.

Von Ewen Zetterström.

„Es sind die Kleinigkeiten, die die größte Rolle hier im Leben spielen“, pflegte Napoleon zu sagen. Nicht der große Napoleon, sondern Napoleon Blum.

„In diesen Tagen“, sagte er, „ist mir eine Kleinigkeit passiert, die beweist, was für eine große Bedeutung Kleinigkeiten haben.“

Ich bat ihn zu erzählen, und er fuhr fort:

„Meine Frau kam gestern in mein Arbeitszimmer und sang an, von etwas so Banalem wie einem Mülleimer zu sprechen. Ich erklärte ihr, daß ich von irgendwelchen Eimern nichts hören wollte, aber sie fuhr unberührt fort. Sie sagte, daß der Henkel des Eimers laputt gegangen wäre und das Mädchen jetzt den Müll nicht hinuntertragen könne. „Dann kauft man eben einen neuen Henkel“, erwiderte ich. Aber sie erkundigte sich nach, in was für Geschäften man denn Henkel für Mülleimer kaufen könne.“

Da wurde ich zornig. Ich erklärte ihr, daß es nicht zu meinen Gewohnheiten gehöre, gerade solche Henkel zu kaufen, sondern der Meinung sei, daß das eine Angelegenheit derjenigen wäre, die den Haushalt führe, daß ich aber diesmal meinen Prinzipien untreu werden würde.

„Ich werde dir einen Henkel besorgen“, sagte ich. „Du wirst ihn zu Mittag haben, damit der Eimer nicht überzulaufen braucht.“

Dann ging ich in die Stadt, wo ich eine Reihe Eisenwarengeschäfte besuchte. Überall erklärten sie mir, daß sie keine Henkel für Mülleimer führten. Aber falls ich einen Staublauger kaufen wolle, so würden sie mir zu Diensten stehen. In einem Laden fragten sie sogar, ob ich ein paar moderne Bierbecher kaufen wolle.

Da ging ich zu einem Schlosser.

„Können Sie mir einen Henkel für einen Mülleimer anfertigen?“ fragte ich.

Der Schlosser erwiderte, daß sich das schon machen ließe, wenn er den Durchmesser des Eimers bekäme. Ich entgegnete, daß ich den Durchmesser nicht bei mir hätte; wenn er mir aber verraten könnte, wo der säße, dann würde ich nach Hause gehen und ihn holen. Er offenbarte mir, daß der Durchmesser ein Maß sei, worauf ich ihm erklärte, daß es sich um einen ganz gewöhnlichen Eimer von sieben Litern Inhalt handle.

Unsere Unterhandlung endete damit, daß er glaubte, bis Donnerstag einen Henkel anfertigen zu können, und daß er zwei Mark kosten würde. Da der Eimer in einem Warenhaus eine Mark fünfundsiebzig gekostet hatte, lehnte ich sein Angebot ab und erklärte, daß ich ohne seinen Henkel für zwei Mark schon fertig werden würde. Es gäbe ja mehr Schlosser in der Stadt, und ich würde gern einen in Rührung setzen, wenn er mir einen Henkel für eine Mark verkaufen wollte.

Dann ging ich nach Hause zu meiner Frau und sagte:

„Henkel für Mülleimer sind nicht aufzutreiben. Ich bin in der ganzen Stadt herumgelaufen. Jetzt werde ich selbst einen Henkel machen.“

Dann schob ich vier Anzüge im Kleiderschrank beiseite und fand auf dem Boden einen starken Binsfaben. Den befestigte ich an dem Eimer und sagte:

„Bitte sehr, hier habt ihr einen Henkel. Es ist zwar kein richtiger Henkel, aber ich glaube, er geht.“

Nach einer Weile trug das Mädchen den Eimer auf den Hof. Sie kam wieder herauf und kündigte auf der Stelle.

„Ich möchte meine Hände noch eine Weile behalten“, sagte sie, „und wenn ich unbedingt den Mülleimer auf den Hof tragen soll, dann muß er einen vernünftigen Henkel haben. Der Binsfaben zerbröckelt mir ja die Hand!“

Ich versprach, die Sache zu prüfen. In einer Ecke der Rumpelkammer fand ich ein Stück Draht, das meiner Ansicht nach nicht in die Hand schneiden würde. Ich hatte es bereits als Radioantenne benutzt. Aus diesem Stück Draht machte ich nun einen Henkel und ersuchte, mich jetzt in Ruhe zu lassen.

Am nächsten Tage ging es indessen wieder los. Meine Frau ließ mir mitteilen, daß sie auf eine glänzende Idee gekommen

„Guter Ansicht nach war es am billigen, einen ganz neuen Eimer zu kaufen. Dank sind wir aus dieser ewigen Schere heraus. Ich erwiderte, daß diese Idee gar nicht so übel sei, man müßte jedoch bedenken, daß wir dann zwei Eimer hätten. Was sollten wir damit mit dem alten tun?“

„Da wurde meine Frau überglücklich.“

„Das ist doch ein widerwärtiger Nichtstunergeist von dir! Was für Schere! wegen eines armseligen Müllimers! Ich habe mal eine Freundin gehabt, die nie ihre Schuhe bescholen ließ. Lieber hat sie sich neue gekauft. Und ebenso hat sie ihre Uhr fortgeworfen, als sie stehen blieb und hat sich eine neue gekauft.“

Darauf erklärte ich meiner Frau, daß es mich nichts angehe, was andere verschwenderische Leute täten. Wenn eine Uhr stehen bliebe, dann könne es davon kommen, daß sie nicht aufgezogen wäre, und da scheint es besser zu sein, sie aufzugeben, als eine neue zu kaufen, die jedenfalls am nächsten Tage auch stehen bliebe, wenn sie nicht aufgezogen wurde. Also, so unterhielten wir uns, nur weil ein Müllimer in unser Leben getreten war.

Indessen beruhigte sich meine Frau und sagte ein paar Tage lang nichts. Vielleicht ging es gut mit der Antenne als Hensel, vielleicht hatte sie einen neuen Müllimer von ihrem Wirtschaftsgeld gekauft.

Schließlich konnte ich meine Neugierde nicht bezähmen und fragte sie nach dem Eimer.

„Ach, Schatz, ich bin auf eine ganz fabelhafte Idee gekommen. Ich habe einfach den Verbindungsdraht vom elektrischen Blättchen genommen. Der geht wunderbar als Hensel.“

„Hast du nicht mit mir abgemacht,“ schloß Napoleon Blum, „in ein Installationsgeschäft zu gehen und eine neue Verbindungs-Blättchen für das Blättchen zu kaufen, denn am Freitag muß ich zu einer Gesellschaft und muß bis dahin ein frisch geplattetes Oberhemd haben!“

Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Frettel.

Der Zeiliggrüne.

Skizze von Alfred Netto.

Im Sommer zog Veethoven auf's Land, einmal nach Möding, einmal nach Zeiliggrün oder Gudenheim, diesmal nach Möding, südwestlich von Wien. Er ließ Möbel und Noten aufladen und fuhr selbst in der Schwüle des Juli nach Möding. Er selbst lief dem Wagen mit schlatternden Rockschößen und rüber den Armen voraus. Wie sie aber durch Wald fuhren, war Veethoven plötzlich verschwunden. Der Kutscher, der weder den Namen seines kranken Auftraggebers noch die Mödinger Mietwohnung kannte, fuhr trotzdem weiter, bis er auf dem leeren Marktplatz ankam. Hier wartete er. Die Sonne zog Blasen. Als Veethoven nach zwei Stunden noch immer nicht zur Stelle war, lud der Kutscher den ganzen Kutschwagen ab und ratterte davon, um noch bei Tage in Wien zu sein.

Da standen jetzt die Sachen, mitten auf dem Markt. Schrank, Tisch, Koffer, Sessel, Stühle, Tischchen. Da lagen die Notenhefte in großen Bündeln auf dem Boden, so an den Marktagen Gemüchblätter, Obst und Kartoffeln ausgebreitet waren und Ferkel querschnitten. Und die pralle Sonne schien unbarmherzig darauf. Schon lief ein Hund herum, schnupperte, schnüffelte herum, stieß die Schranktüre mit der Schnauze auf und verschwand zeitweilig im Schrank. Dann schlichen nach die Gassenkinder herbei wie Nasenker, die Schnabbeide wittern, sahen sich erst scheu um, aber die Lust stand still und friedlich, aus den offenen Fenstern blähten die Vorhänge, und der Gendarm hatte seine gefährdete Leibeskräfte hinter ein Glas Wasser gestellt. Der Regenbogen unter ihnen wagte den ersten Vorstoß. Er legte sich breit in einen der zertrauten Sessel und schlug die Beine übereinander. Schon taten's die andern nach, sie belagerten Stühle und Sessel, brachten sich Schulter an Schulter, hockten, daß die Federn schillten. Ach, nun kamen auch die Stadtschüler herbei, gähnend, be- saßen sie sich die Möbel mit ungelassenen Augen, fingen in den Noten herum, lösten die Schnüre, warfen die Blätter durchein- ander, und als sie weder blutige Bilder von Mordtaten und Grabschreien noch Briefe fanden, trieben sie die Büsche aus den Sesseln und setzten sich selbst hinein.

Und nur einer mit zeiliggrünem Rock und rötlichem Zylinder, schamlos bloß, mit biden Gläsern vor den feinen Augen, bückte sich tiefer über das Geheul, hob Blatt um Blatt auf, mit einer andächtigen Betriedenheit, die Aufsehen erregte; er blies den Staub hinweg und brachte das Gesicht nahe, ganz nahe. Er eilte den Notenstapeln nach, die klein und zappelig wie Ameisen auf und ab kletterten; die dem ungelassenen Auge nichts besagten und doch die gigantische Größe eines Geistes waren, der darin seine klinge- Seele ausdrücken und verströmen ließ wie heiße, geballte Luft. „Das —, ach, das ist ja Veethoven!“

Er atmete unwillkürlich tief auf, wurde ganzebäutig im Gesicht vor Erregung, wandte sich an die Gasse. „Wist Ihr, wem die Sachen da gehören? — Veethoven!“ Er brachte den Namen über die schmalen Lippen, als zerdrückte er einen Stachel.

„Da müßt Ihr jetzt aber schon weggehen“, fuhr er mit klingen- der Stimme fort, „von den Sesseln und Koffern und von den Noten da. Ihr wist nicht, welche Heiligtümer Ihr da mit Euren Händen entweicht.“ Er war ein harter, reiner Mensch, in dessen Seele eine hohe und lautere Flamme der Liebe zur Kunst brannte.

„Der Veethoven nämlich“, befuhr er, „ist der größte aller Kompositoren!“ Und indem er dieses Wort über die Lippen gab, schien ihm dessen Sinn und Wille wie harter Wein in die Seele zu fließen, und es berauschte ihn, trieb ihm süße Schauer über die Haut, füllte dieser Schöbe zu sein, und als wieder einer die Schranktüre öffnete und mit dem Stod hineinkocherte, lachte er vösiglich, und seine Stimme schlug um: „Bleiben Sie da weg, Sie — Sie Räuber! Die Sachen sollten Ihnen zu heilig sein.“

Er beschrieb mit dem erhobenen Arm einen Bogen durch die Luft, rückte den Zylinder mit festem gepreister Gebärde zurecht, und da jener Vorwipps mit dem Finger gegen die Stirne tunkte und bedeutungsvoll aufschaute — wie geschah es? —, ging der Zeiliggrüne mit geklachten Fingern, außer sich vor Erregung, auf ihn zu, zerrte ihn, schüttelte ihn einige Male, der Zylinder fiel zu Boden, die Menge lachte, die Burichen legten sich nun erst recht auf Möbel und Koffer, der Geschüttelte schob seinen Rock zurecht und wollte eben mit langen Beinen über die Papiere hinwegsetzen, als jenseits des Marktes ein Mensch aufschaute, klein, unterseht, mit wehenden Rockschößen: Veethoven. Er preschte im Sturmschritt quer über den Markt, die neugierigen Gasse sahen es, Ahnung stieg in ihnen hoch, und sie verträumten sich nach und nach ...

Manch, hielten die ersten Tropfen aus den Wolken. Einige Rotenmännchen bekamen Wasserköpfe, die zerplatzten. Veethoven dampfte vor Hitze, sein Atem flog, er hatte das Hemd über der Brust geöffnet. Als er die Beförderung sah, rollte er böse die Augen. Den Zeiliggrünen, der sich mit verkrampfter, feierlicher Miene näherte, den Hut zog und sich verbog, stieß er mit den Ellenbogen beiseite.

„Lach Er seine Sperenzien, vad Er hier zu!“ fuhr er ihn an und ließ einige Male um die Abschiedung herum, drümpfte, schalt, brach plötzlich in schallendes Gelächter aus; das war ihm über den Markt tollte. Der Zeiliggrüne war verblüfft zur Seite getreten, zwischen seinen Augenbrauen stand eine Falte, er hielt den Zylinder regungslos in der Hand, der Regen umfing ihn rauhend, und wie er da die Burichen auf Veethoven's Hüften herauflaufen und die Gegenstände forttragen sah, stürzte er mit einer plötzlichen Bewegung über die vom Regen aufgeschaukelten Notablätter, raffte Stuhl um Stuhl zusammen, bis keines mehr auf dem Boden lag, und trug sie mit einer Fieberlichkeit hinter Veethoven her, als habe er die kostbaren Schätze der Welt auf den Armen. Der Regen brach unaufhaltbar hernieder, war eine klinge- Band von klingen- rauschenden Wässern ...

Reuchend erreichte der Zeiliggrüne die Wohnung Veethovens. Die Räder seines Rades troffen vor Regen. Seine Augen waren ängstlich aufgetan. Veethoven dankte ihm, indem er der Laube, ihm in kummer Verwirrung die Hände täte. Und diese Hände betrachtete der Zeiliggrüne noch lange, als seien sie nicht die seinen.

Kleine Geschichte.

Von Hans Seiffert.

Befähigungsnachweis.

Die Dregemag braucht einen neuen Propagandachef.

Ein junger Mann von gewinnendem Äußern stellt sich vor.

Und der Herr Generaldirektor der Dregemag sagt:

„Was wir benötigen, ist ein Fachmann. Ein Mann, der sein Meistertum aus dem H versteht. Ein Mann mit neuen Ideen. Ein Mann vor allem mit kühner Phantasie. Ein Mann, der den Konsumenten auch das Unwahrscheinliche zu suggerieren weiß. Ein Mann, der Kraft seiner hochfliegenden Phantasie ...“

Der Mann bin ich, Herr Generaldirektor!“ unterbricht der Bewerber selbstbewußt. „Phantasie habe ich mehr als genug.“

„Um so besser. Was war Ihre bisherige Tätigkeit?“

„Ich habe die Wettervorausagen des Meteorologischen Instituts gemacht.“